

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 1 (1897-1898)
Heft: 10

Artikel: Reisebriefe aus dem fernen Osten
Autor: [s.n.]
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-663518>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 24.01.2026

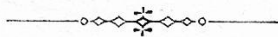
ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

gelernt. Wünschen Sie eine Antwort, so müssen Sie ihn in französischer Sprache fragen."

Der Seeheld, durch ein Kopfnicken des Königs dazu aufgefordert, fragte nun den Neger auf französisch, wie viel die Uhr sei? und ohne Zeitverlust gibt der Automat in dieser Sprache die richtige Stunde an. Nun aber war auch der Mut des Ministers erschöpft; mit dem Rufe: »Es el diablo!« rennt auch er aus dem Zimmer.

Dieser lustige Auftritt hätte aber bald für unsern Droz ein tragisches Ende nehmen können, denn kurz nach diesem Vorfall starb der König und allgemein ward der Aberglaube verbreitet, der Zauberer — so nannte man Droz in Madrid — hätte den König durch Zauberei und Hexenkünste umgebracht. Droz flüchtete schnell über die Grenze, sobald er dies Gerücht vernommen; es war sein Glück. Schon hatte die Inquisition nichts anderes im Sinn, als dem Zauberer und Neger zugleich den Prozeß zu machen.

Droz starb in Neapel 1791, wohin er zur Wiederherstellung seiner zerrütteten Gesundheit gereist war.



Reisebriefe aus dem fernen Osten.

Nachdruck verboten.

Von einer Zürcher Ärztin.

An Bord der Bohemia, den 28. Mai 1897.

Lieber Max!

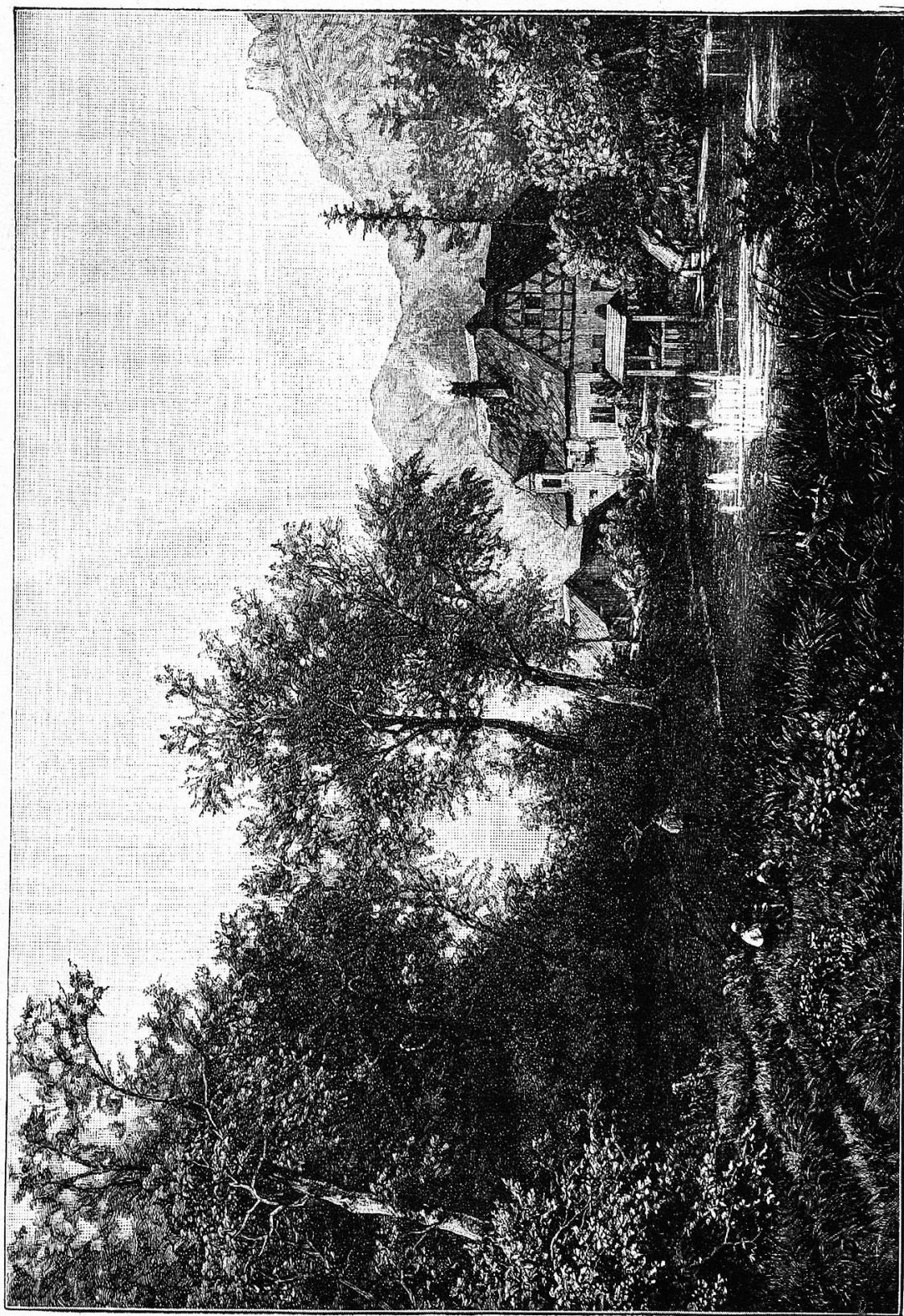
Auf dem gewaltigen Passagierdampfer „Bohemia“ des österreichischen Lloyd fand ich mich mit nur wenigen Passagieren, aber verschiedenster Nationalität, zusammen. Die „Bohemia“, welche die Strecke Triest-Alexandrien befährt, ist ein Dampfer neuester Konstruktion mit hochmoderner Ausstattung. Man findet an Bord alle Bequemlichkeit, wie sie nur das beste Hotel ersten Ranges seinen Gästen bieten kann. Mit Comfort und Eleganz sind Cabinen und Salons ausgestattet. Ja, der Damensalon ist geradezu ein Cabinetstück von raffinirtestem Luxus und verschwenderischem Reichtum. Die Verpflegung ist, im Einklang mit dieser vornehmen Ausstattung, eine ganz ausgezeichnete, die Bedienung musterhaft. Da ich zum ersten Mal die Schönheiten einer mehrtägigen Seefahrt genießen darf, so kannst du dir vorstellen, mit welch ungeteiltem Genuß, mit welcher tiefempfundenen Freude ich jede Stunde auskostete.

Vorgestern, um die Mittagsstunde verließen wir den Hafen von Triest. Es ist sehr interessant, das Auslaufen eines solchen Schiffkolosses von Bord aus zu verfolgen. Da mir leider weder genügend Marinekenntnisse noch die Fachausdrücke geläufig sind, so muß ich für diesmal auf eine Schilderung dieses geschäftigen Lebens und Treibens einer Abfahrt verzichten.

Sonnig und glanzvoll lag der Maientag über Land und See. In der blauen Meeresbucht herrscht ein geheimnisvolles Leben und Weben, jedes Schiff scheint eine kleine Welt für sich darzustellen. Mit schwellenden Segeln fahren hier kleine Fahrzeuge in die blaue Weite hinaus; ankommende Dampfer senden ihre Rauchwolken gleich dunkeln Bändern in die klare Luft hinein. Die in Duft gehüllten fernen Bergesketten sind mattviolett und weithin dehnt sich das Meer aus, das in seinen klaren Wellen jede Schattirung der Farben des Himmels widerspiegelt.

Noch einen letzten Blick werfe ich auf das sonnige Triest, diese Königin der blauen Adria. Von weitem sieht es sich an, als ob die rötlichgelben Uferhöhen des Karstgebirges sich wie schützende, zärtliche Arme um die weißschimmernde Stadt an der blauen Bucht legten. Aber mehr und mehr treten Land und Stadt und Berg zurück, bis wir endlich nur noch in dämmernder Ferne die dunkeln Silhouetten der adriatischen Küstengebirge vom Meereshorizont sich abheben sehen. Noch wenige Stunden — und das Auge erblickt nichts mehr als Himmel und Wasser, das Ohr hört nichts mehr als Wellenrauschen und Mövenschrei.

Ein geheimnißvoller Zauber umspinnt die lauschende Seele: Der sonnenverklärte Friede dieses ewigblauen Firmaments läßt alles unruhige Wünschen und Sehnen des Herzens verstummen, der eintönige Wogen- gesang, der nur leise das träumerische Schweigen der Natur unterbricht, schmeichelt sich wie eine alte Melodie von Jugendglück und Kindheitslust ins Herz hinein. „Die Welt war in Kindertagen so selig eng!“ — doch die schönste Stimmung schlägt plötzlich um, wenn man von einem Berliner Musterreisenden in ein Witterungsgespräch hinein gezerrt wird. Ich bin in solchen Momenten leider nicht unhöflich genug um (wie einst John Bull an einer Table d'hôte) die Unterhaltung definitiv abzulehnen mit den ermutigenden Worten: „Betrachten Sie mich als tot.“ Bei Tische führte der Spreesohn samt seinem Intimus, einem bejahrten Reiseonkel aus Charlottenburg, das große Wort. Mir bereitete es ein psychologisches Vergnügen, die Wirkung dieses Schwadronirens auf die verschiedenen Tischgenossen zu beobachten. Der Kapitän, der Typus eines alten Meergottes, lächelte mit olympischer Ruhe und überlegenem Behagen zu den *Salti mortali* der conversirenden Musterreiter. Des



„Am Mühlteich.“

Kapitäns Nachbar zur Linken, eine feine aristokratische Erscheinung mit den Allüren eines Weltmannes, beantwortete mit eifriger Höflichkeit und vornehmster Reserve die zudringlichen Apostrophen der vorlauten Berliner Maulhelden. Später wurde ich mit diesem Herrn bekannt, es war ein ehemaliger Seeoffizier, jetzt Beamter in der Administration des österreichischen Lloyd. Seine Schwester — du erinnerst dich an die schöne und liebenswürdige Frau von G., — hatten wir einst in Dresden kennen gelernt. Der zweite Seeoffizier, ein lustiger Oesterreicher, von schlagfertigem Witz und lachendem Humor, unternahm es mit feinem Spott und gutmütigen Sarkasmen, die Merkurjünger klein zu kriegen. Jedenfalls mußte er stets durch drollige Ausfälle die Lacher auf seine Seite zu bringen. Ein Vollblutengländer, der in militärischer Mission nach dem Sudan reiste, und ein wohlbeleibter italienischer Börsensensal in höherem Semester assistirten als staunende Passivmitglieder dem berlinisch-deutschen Redetournier. Der erste Schiffsingenieur, ein stiller, zurückhaltender Mann mit schwermütigen Augen — und endlich meine Wenigkeit vollendeten die geheime Oppositionspartei gegen die bramarbasierenden preußischen Commis voyageurs. Beim schwarzen Kaffee war der Redefluß glücklich von der Berlinerfliche durch die moderne Litteratur hindurch bei dem bekannten Thema des Krieges von 1866 angelangt. Schon fielen von österreichischer Seite bedenkliche Ausfälle, als der gute Berliner plötzlich durch einen unpassend citirten Schillervers, ungewollt und unbeabsichtigt eine stürmische Heiterkeit — für Schillers kriegerischen Sinn wurde nämlich der Vers citirt: „Seid vernichtet Millionen, diesen Schuß der ganzen Welt!“ — hervorrief. Selbst seine Lordschaft, wie der fette Börsenmakler lächelten mit, so der Spur nach, da beide nur die Muttersprachen beherrschten, und somit um die Pointe kamen. Mit beruhigten Geistern ging man auseinander, um sich ein Plätzchen zur Mittagssiesta aufzusuchen. Da man gegen Abend in Brindisi anlaufen würde, hatte ich noch die Post zu erledigen, so daß mir gar keine Zeit mehr blieb, mich in tiefsinnige Betrachtungen von Himmel und Meer zu versenken.

Das adriatische Meer bildet gleichsam eine natürliche Straße aus dem Herzen von Mitteleuropa nach dem Orient. Die Meerenge von Otranto ist mit ihren bloß 70 Kilometern Breite die engste Stelle dieser Wasserstraße und führt ins jonische Meer hinaus. Brindisi liegt sozusagen am Eingang der Meerenge von Otranto. Als Ausgangspunkt der modernen Ueberlandrouten hat dieser Hafenplatz eine gewisse Wichtigkeit erlangt. Brindisi ist wohl neben Triest, Venedig und Fiume der bedeutendste Hafen des adriatischen Meeres. Durch die Anzahl der in seinem Hafen verkehrenden Schiffe (zirka 1000 jährlich), sowie die Vortrefflichkeit seiner Hafenbauten rivalisirt diese Stadt sogar erfolgreich mit Triest.

Der italienische Börsenpapa, dem ich das verunglückte Schillercitat nachträglich noch verdolmetschte, hielt mir nun dafür eine wahre Vorlesung über Brindisi, das sich als sein Vaterstädtchen entpuppte. Unser Dampfer, obwohl größten Kalibers, konnte direkt an den Quaimauern der Hafenpromenade anlegen. Wir stiegen nicht aus, sondern beschauten uns, an die Balustrade des Oberdecks gelehnt, in aller Gemütsruhe das italienische Nestchen mit seinem Leben und Treiben auf der Hafenpromenade. Brindisi, so plauderte mein italienischer Gewährsmann, hatte im Lauf der Jahrtausende drei Glanzzeiten gesehen.

Zur Zeit der römischen Weltherrschaft ging der Verkehr nach Griechenland und der Levante über Brindisi, das damals gegen 100,000 Einwohner gezählt haben soll. Die völkerwandernden Barbaren des Nordens, die blutigen Kämpfe zwischen Griechen und Sarazenen machten der Herrlichkeit bald ein Ende. Noch einmal erhob sich der Hafenplatz zu großer Blüte, als die Heere der mittelalterlichen Kreuzzüge von hier aus über die Meerenge setzten. Unter dem großen Staufenkaiser Friedrich II. wurde das Städtchen, das bereits wieder gegen 70,000 Einwohner zählte, mit Festungswerken versehen, deren Ueberreste jetzt noch an diese ritterliche, streitbare Zeit erinnern. In den Stürmen der einbrechenden Osmanen und Seldschucken sank Brindisi in Schutt und Asche.

Mit der Einigung Italiens beginnt die dritte, die gegenwärtige Blütezeit. Die Eröffnung des Suezkanals, die Erstellung der Brenner- und Mont-Genis Eisenbahnen, die Vollendung eines umfassenden Eisenbahn- und Verkehrsnetzes über ganz Italien und last not least die Hafenverbesserungen, alles trug dazu bei, diese gleichsam versunkene Stadt wieder zu heben und zur Geltung zu bringen. Jetzt soll Brindisi wieder nahezu 20,000 Einwohner zählen.

Unsere grundgelehrte Unterhaltung wurde aufs angenehmste unterbrochen durch eine Musikbande, die mit Mandolinen, Gitarren, Violinen und trockenen Kehlen auf dem Deck ihr Ständchen gab. Wir kauften Feigen und Confetti und während wir dergestalt der italienischen Gourmanderie fröhnten, ermunterten wir mit einer Hand voll Soldi unsere Kapelle zu unerhörten Glanz- und Dauerleistungen.

Herz, mein Herz, was willst du mehr?

Italienische Straßenmusik, schwüle Siroccolust, Südfrüchte und Confetti, vom weitem der prickelnde lachende Lärm des Straßen- und Hafenlebens, Sonnenglanz und Meeresluft, im Hintergrunde die zarte bläuliche Landschaft mit Cypressen und Delbäumen, vor uns das Städtchen mit weißen Häusern und dem farbenreichen Menschengewimmel der Hafenpromenade, hier die weißen Segel, die bunten Wimpel, die rauchenden

Schlote und der Mastenwald des Hafens, und nicht zu vergessen ein Potpourri von südlichen Wohlgerüchen und den unvermeidlichen Hafendüften! Alles, alles bringt dir zum Bewußtsein, du lebst und atmest im Süden! Vor einer Woche noch, nein vor 4 Tagen war ich in Schnee und Eis ins Sertigtal geritten, umgeben von der kalten, starren Pracht des winterlichen Hochgebirges — und jetzt fuhr ich auf den Wellen südlicher Meere den Tropen entgegen!

Der Abend brach herein, 1000 Lichter am Strand und im Hafen grüßen wie letzte Scheideblicke durch die Dämmerung zu unserm abfahrenden Dampfer herüber.

Raum haben wir den Hafen verlassen, so zieht ein großartiges Gewitter mit Sturmesseile am nächtlichen Himmel herauf. Wir erleben einen für diese Jahreszeit auf dem Mittelmeer sehr seltenen, orkanartigen Meeressturm, der beinahe 24 Stunden lang ununterbrochen über die weite Wasserfläche tobt. Während wir noch beim Souper saßen, war der Wind bereits sehr heftig geworden, gegen 9 Uhr nahm er orkanartige Wucht an. Der Himmel war gänzlich mit Wolkenballen- und -türmen blockirt, weder Mond noch Sterne waren zu sehen. Die Nacht war buchstäblich rabenschwarz zu nennen, der Regen floß, rauschte, strömte, goß herab aus einem pechdunkeln Firmament, das sich wie ein zweites Meer platt auf die sturmgepeitschten Wasser herunter zu senken schien. Grelle Blitze zuckten wie Notsignale aus den Wolfenbergen herunter; in das Heulen des Windes klang das Krachen des Donners wie ein grandioses Finale des Sturmorchesters. Ich hatte wenig gegessen, aber sogar das Wenige erwies sich von Übel. Nach allen Stütz-, Sitz- und Haltepunkten tastend, schlich ich kurz nach 9 Uhr in meine Kabine. An Schlaf war nicht zu denken. Der Dampfer rollte, schlickerte, stampfte, schaukelte ungeheuer. Und diese Bewegungen macht man in seiner Couchette in unangenehmster Weise mit. Jetzt werde ich von einer Seite zur andern geschleudert, jetzt geht der Stoß von den Füßen nach dem Kopf, oder umgekehrt. Donnernd schlagen die Wellen über die Reeling hinweg, selbst an die hochgelegenen Kajütenfenster klatschten mit heftig prallendem Geräusch die tosenden Wasser. Minutenlang stöhnt, knirscht, zittert, bebt, kracht der Schiffsrumpf, so daß ich als Neuling auf der See anfangs, den unvermeidlichen Untergang unseres Dampfers (mit Mann und Maus natürlich) ins Auge zu fassen. Krampfhaft halte ich mich an dem eisernen Gestell meiner Couchette fest, in einer apatischen Resignation das Ende aller Dinge erwartend. Mit geschärften Sinnen und schmerzendem Kopf verfolgt man alle die unheimlichen Geräusche, den betäubenden Höllenlärm, der von allen Seiten an unser gequältes Ohr schlägt. Vom Deck her

klingt das Stampfen schwerer Schritte, Kommandorufe erschallen, Plätschern von Wasser, Schleppen von Tauen und Ketten ertönt. Aus Nebenkabinen hört man das Verschmettern von Geschirr, einen schnoddrigen Berlinerfluch, Brechen, Stöhnen, die Stimme des Stewart. Kabinentüren springen krachend auf und fliegen ebenso melodisch wieder ins Schloß. Das schleifende Geräusch an der Wand von hin- und herpendelnden Kleidungsstücken, das Knarren des Holzwerkes, das leise Klirren von Gläsern und Flaschen, das klägliche Miauen des seekranken Schiffskaters, das Herumrutschen von herrenlosen Schuhen auf dem Kabinenboden sind noch die zartesten Geräusche.

Wie lang, wie endlos lang wird einem eine solche Nacht, — wie lang und bang! — — — Endlich, endlich bricht der fahle Morgen an, die Wut des Orkans läßt stündlich etwas nach. Bevor ich den veräumten Schlaf nachzuholen versuche, eile ich ans Kajütenfenster, um mir Himmel und Meer anzusehen. Welch' grandios-schauerlicher Anblick! Ein grauer, wolkenverhangener Himmel, dessen bleierne Farbe eher an meinen nördlichen Winterhimmel erinnert. Alles grau in grau — freud- und farblos. In den dunklen, schäumenden Wellenbergen, die in endlosen Reihen, langgestreckt vom Horizont her auf uns zuzueilen drohen, scheint unser Dampfer wie ein kleines Kinderspielzeug zu verschwinden.

Schwindlig, seekrank, schlaftrunken verziehe ich mich wieder in mein Stui, wie ich mein Schiffsbett zu bezeichnen pflegte. Der ersehnte Schlaf kam auch und in solch' prima Qualität, daß ich nicht nur bis abends 5 Uhr alle Mahlzeiten verschlief, sondern auch über dem öfteren Kommen der besorgten Stewardess nicht erwachte.

Als ich abends den Schlaf aus meinen Augen rieb, schien die Sonne, der Himmel war bruchstückweise wieder blau. Ich trank einige Tassen Thee und vertilgte einen Teller voll Toast-Butterbröddchen — alles noch im Bett, worauf ich mich fix anleidete, um neugestärkt auf Deck frische Luft zu schöpfen. Ich mußte mich indessen noch überall festhalten und schwankte wie ein Trunkener umher, sobald ich keinen Stützpunkt fand, denn das Meer war stets noch unruhig. Seevögel umflatterten, als Boten des festen Landes der nahen Küste, unsere Masten; die paar Passagiere saßen und lagen, noch in mehr oder weniger verkatertem Zustande, auf dem Deck herum, stellten die unglaublichsten und unfehlbarsten Wetterprognosen und hofften und träumten von feststehenden Betten, von guten Nächten und noch bessern Soupers, die man nicht unberührt, mit leerem Magen und wüstem Kopf, wird stehen lassen müssen. Sogar die flache Seele des Charlottenburger Konfektionsreisenden erhielt durch solche Vorstellungen

neuen Schwung und mit beredter, wenn auch noch matter Stimme nahm er seine klassischen Zitate wieder auf. Ich drückte mich ans andere Ende des Decks und ließ mir von seiner Lordschaft vom anglo-egyptischen Sudaufeldzuge allerlei Interessantes erzählen.

Bedenkliche Gastfreundschaft.

Die Gastfreundschaft ist eine Sitte, die uns als ein Zeichen echter Nächstenliebe aus dem Altertume überliefert ist, und die bei orientalischen Völkern noch heute mit einer Opferwilligkeit geübt wird, wie sie unter christlichen Kulturvölkern fremd geblieben ist. Sie wurde in frühern Jahrhunderten fremden Reisenden zu theil, die in Ermangelung von Gasthäusern Obdach und Verpflegung in Privathäusern suchten, und deren Bewirtung allgemein als eine Ehrenpflicht galt.

Allmählig hat sich ein Wandel in der Art der Gastfreundschaft vollzogen. In demselbem Maße, wie für die Bedürfnisse der Fremden durch öffentliche Gasthäuser gesorgt worden ist, hat sich die private Fürsorge gegen Reisende verringert, und schon seit Menschenaltern sind wir gewöhnt, gastliche Türen nur Verwandten und guten Freunden zu öffnen. Man kann sich damit in dem Bewußtsein befreunden, daß sich eben die Zeiten und die allgemeinen Bedürfnisse geändert haben; denn es ist nur menschlich, daß man Freundschaftsbezeugungen auf wirkliche Freunde beschränkt, so lange nicht eine moralische Pflicht anders gebietet. Die Art und Weise aber, wie man heutzutage Gastfreundschaft zu üben pflegt, muß dem Volksfreund im höchsten Grade bedenklich erscheinen, denn es wird dabei ein Luxus entfaltet, der zu dem Vermögen oder Einkommen der betreffenden Gastgeber in keinem angemessenen Verhältnis steht. Die verderbliche Sucht, anderen nicht nachzustehen oder sie gar zu überbieten, veranlaßt Familien des einfachen Mittelstandes, entweder unabwendbare Lebensbedürfnisse ungenügend zu befriedigen, oder aber — sich in Schulden zu stürzen. Schon die Anforderungen, die durch einen sogenannten Damenkaffee an den Geldbeutel des Familienhauptes gestellt werden, haben sich in neuerer Zeit außerordentlich gesteigert. Während sich die Hausfrau früher damit begnügte, ihren Freundinnen eine Tasse Kaffee mit Zwieback oder einfachem Kuchen vorzusetzen, wird heutzutage nicht nur das Kaffeegebäck mit besonderem Raffinement ausgesucht, sondern es wird in der Regel auch noch ein zweiter Gang, bestehend in Torte und schwerem